

von OPITZ). Heute, in unsrer volksliedarmen Zeit, ist der Liedersänger ZUMSTEEG in den historischen Winkel gestellt. Tragik: «Was frag' ich viel nach Geld und Gut» lebt nicht in seiner Melodie, sondern in denen seiner Vorbilder MOZART und NEEFE weiter (letztere als Lieblingslied hohenlohischer Bauern noch in unserem Jahrhundert).

Die Arbeit von G. MAIER hat dokumentarischen Wert, auch für den Berufssänger.

Karl Aichele

Theologie vor Gericht: Wilhelm Koch

MAX SECKLER: Theologie vor Gericht. Der Fall WILHELM KOCH. Ein Bericht. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1972. 76 Seiten. Brosch. DM 12,80. (Contubernium. Band 3.)

WILHELM KOCH, geboren 1874 in Ludwigsburg, gestorben 1955 als pensionierter katholischer Priester in Tett nang, stand in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg als Theologe vor dem kirchlichen Gericht. Als Professor für Dogmatik und Apologetik an der Universität Tübingen (1905–1914) wurde er regelrecht von der vorgesetzten kirchlichen Behörde «abgeschossen». Der «Fall» KOCH wurde lange Zeit vertuscht. Wenn er nunmehr in einer ausführlichen, auf reichem Quellenmaterial fundierten Studie aufgegriffen wird, wird nicht nur einem laueren Menschen posthume Gerechtigkeit zuteil, sondern es werden auch Verhaltensweisen kirchlicher Behörden aufgedeckt, die schlechthin zu verabscheuen sind.

SECKLER meint, der Fall sei u. a. auch ein abschreckendes Beispiel dafür, wie man Konflikte nicht austragen soll (*Ohne Erschütterung des Gemüts kann man die Schicksale, die hier sich bildeten, schwerlich aufnehmen*). Der Fall ist (jetzt) bereinigt, doch das Problem nicht gelöst. Das Problem: Theologie in ihrem Bezug, ihrer (abhängigen?) Stellung zur Kirche, das Problem: Theologie als Wissenschaft. Das war aber nicht nur 1905–1914 das Problem, sondern das ist es heute, wird es morgen immer sein. Wenn einer der Anwälte der Gegenseite KOCHS seit 1917 beklagt, KOCH, der mittlerweile Soldat geworden war, habe sein *gerechtes Schicksal im Felde immer noch nicht ereilt*, dann wird schrecklich nach außen sichtbar, welche Perversionen sich in derartige Verfahren einschleichen. Man legt das Buch eigentlich nur mit einem Dank beiseite: daß es heute möglich ist, so etwas zu schreiben und zu publizieren, ohne einen Bannstrahl fürchten zu müssen.

Wolfgang Irtenkauf

Die Welt im Spiegel des Humors

Der heiteren Muse verdankt OTTO ROMBACH sein jüngstes Werk, den Roman in Anekdoten «Peter, der Taxasgraf» (Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt. 392 S., Ln. DM 28,-). Das Unvergeßliche eines im Weltlauf der Geschichte fast vergessenen Mannes steht hier im Mittelpunkt einer farbenkräftig schildernden Erzählhandlung, die im Stimmungston und Beschreibungsstil der Erinne-

rung dem Fabulieren, dem Witzigen und Abenteuerlichen, dem Humor einen breiten Spielraum gibt. Für ROMBACH, den profunden Geschichtskenner, wird freilich das private Schicksal des Tirolers Peter Prosch zu einem bemerkenswerten Fall, an dem sich der Widerspruch von Sein und Schein, von Wahrheit und Maske eines ganzen Zeitalters exemplifizieren läßt. So entsteht ein Epochenbild, aus Persönlichem gefügt, aus dem Lebensschicksal eines von jenen vielen, die nicht in den Brennpunkt historischer Aktualität gelangt sind. Der sichere Blick dieses einzelnen für seine Zeit mag zwar auch Irrtümer einschließen. Aber er sieht gleichwohl vieles, was andere nicht sehen. Und das vielleicht gerade deshalb, weil der – 1774 in Ried im Zillertal geborene und schon mit acht Jahren verwaiste – Peterl, der als Geißhirt seinen Träumen überlassen bleibt, früh auch mit traumhafter Sicherheit sein Talent entdeckt, anders zu sein als die anderen.

Meisterhaft lernt er eine Doppelrolle spielen. Eigentlich ist es nur eine einzige Szene, durch die er, noch kaum dem Knabenalter entwachsen, dazu den Anstoß bekommt: eine Begegnung mit der *großen Mutter und Kaiserin MARIA THERESIA* in Wien – eine Begegnung, die er dem originellen Einfall verdankt, den Damen und Herren in fernen Schlössern wie aus Gefälligkeit Innsbrucker Saffianhandschuhe mitzubringen. Als armer Händler gleichsam von der Straße weggeholt, treibt er nun bei Hof, wo er bald hier, bald dort sich so unbeholfen wie schlagfertig gibt, alle erdenklichen Possen und läßt sie mit sich treiben. Durch seine närrischen Späße aber wird er in den Residenzen des Rokoko von Wien bis Würzburg, von Köln bis Brüssel und Versailles als *ein letzter Hofnarr und zugleich der erste Hoftiroler* bei weltlichen und geistlichen Fürsten geradezu begehrt und beliebt.

Daheim jedoch, wo im Haus auf der Taxasflur seine Frau eine kleine Branntweinstube betreibt, läßt Peterl stolz und schmunzelnd sich den Taxasgrafen nennen. Er weiß, was Höflichkeit und Hofkostüm, auch die Erinnerungszeichen fürstlicher Gunst – wie eine noble Kalesche – zum Ruf der Vornehmheit eines Mannes beitragen. Selbst seine Neider bewundern ihn. Als er 1804 stirbt, hinterläßt er noch zum Nachruhm seines *wunderbaren Schicksals* jene (inzwischen vom Kösel-Verlag neu aufgelegten) Memoiren, auf die ROMBACHS Roman zurückgreift. Ein ungewöhnliches Rollenspiel also, das diese Schwankgestalt in der gekünstelten höfischen Welt zu einem entfernten Bruders des Gargantua, freilich den rustikalen Abkömmling eines Bergbauernstammes auch zum Idol einer in jener aufgeklärten Zeit von ROUSSEAU inspirierten, sentimentalisierten Natursehnsucht gemacht hat.

Die galanten und ungalanten Abenteuer Peterls leben verjüngt wieder auf in der Frische des Erzählens, das (wie einst in «Adrian, der Tulpendieb») noch dem scheinbar Verspielten und Zufälligen der oft zu sprunghafter Reihung gelockerten Szenen die Faszinationskraft des humorig Anekdotischen gibt. Die Erfassung des Stoffes von außen und von innen verbirgt jedoch keinesfalls hinter dem lachenden Schelmengesicht die nachdenklich reflektierenden Züge eines Mannes, der *gleichzeitig so*